

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1917

227 (28.9.1917) Unterhaltunge-Beilage

Unterhaltungs-Beilage.

In rumänischen Gefängnissen.

Vielfach ist geklärt worden, wie es in russischen Gefängnissen zugeht; der Weltkrieg sollte es beweisen, daß es den Gefangenen in Rumänien nicht besser erging. Einen weiteren Beitrag zu dieser Tatsache liefert eine österreichische Genossin, die in der „Wiener Arbeiterzeitung“ ihre Leiden schildert, die sie in rumänischen Gefängnissen ausgestanden hat. Es ist eine Leidensgeschichte, aber nicht nur die Geschichte ihrer Leiden, sondern die der Grausamkeiten eines Systems.

Am kritischen Sonntag, als Rumäniens Regierung den Krieg beschloß, brachten rumänische Zeitungen die charakteristische Versicherung: „Mit den Fremden wollen wir uns wie Kulturmenschen betragen“. Diese hochtönende Versicherung paßt in das ganze System Rumäniens, wo den Prinzipien der Demokratie die Taten einer korrupten Oligarchie gegenüberstanden. Es waren kaum einige Stunden seit dieser Versicherung vergangen, als unsere Genossin und ihr Mann nach einer peinlichen Hausdurchsuchung auf die Polizei gebracht wurden. Sie waren der Meinung, es wäre wegen ihrer Teilnahme an einer sozialdemokratischen Friedensversammlung gesehen, aber im Polizeikommissariat trafen sie zahlreiche Schicksalsgenossen. Stunde um Stunde verging in qualvoller Ungewißheit, bis um 7 Uhr abends die Glocken zu läuten begannen; jetzt wußten es alle: das war der Krieg. Gegen 10 Uhr erschien ein Beamter, der sie alle in die Polizeipräfectur führen ließ, wo schon viele beisammen waren. Die Männer wurden von den Frauen gefordert und unter scharfer Bewachung weggeschickt, während die Frauen in ein Hotel gebracht wurden. Unsere Genossin erhielt ein Zimmer für sich und hier konnte sie der Sorge um ihren Gatten leben, vor dem sie ohne Abschied getrennt worden war. Die anderen Gefangenen waren Artistinnen, Frauen recht zweifelhaften Berufes, aber auch zwei Frauen, die sich in dieser Umgebung recht unbehaglich fühlen mußten. Die eine war hochschwanger und kam später im Gefängnis nieder — es war ein Mädchen, das das Licht der Welt im rumänischen Gefängnis erblickte, denn nach zwei Wochen kamen alle in ein Gefängnis. Mühte sich schon jede Gefangene selbst das Essen besorgen lassen, so wurde die Situation noch peinlicher, als sie merkten, daß sie in einem — wie Wiener sagen würden — Stundenhotel untergebracht waren. Zwölf Soldaten überwachten die gefangenen Frauen, kein Fenster durfte geöffnet werden, um 7 Uhr mußten alle in den Betten liegen. Erhielten die Zepeline, so barg sich wohl das Hofpersonal im Keller, aber die Gefangenen durften ihre Zimmer nicht verlassen. Der Aufseher, ein Privatgent namens Jonescu, schrie und polterte. Er wollte, daß je vier Frauen aus einem Keller und mit einem Löffel Me Suppe verzehren sollten. Als sich unsere Genossin gegen diese Schweißerei auflehnte, schimpfte und drohte er, brachte jedoch Brot und geröstetes Fleisch. Von da ab gab es Gemüse, Brot und Käse. Einzelnen brachten Verwandte und Diener reichlich Essen, während sich die anderen bloß mit etwas Gemüse begnügen mußten, Fleisch gab es in kleinsten Mengen zweimal wöchentlich. Im Hotel konnte man allerdings einiges kaufen, aber zu ungläublich hohen Preisen, 80 Ban. ein Glas vermishter Milch, ungerahmte die Trinkgelder an die Diener, die das Essen brachten. Eines Tages konnte jede Gefangene unter Bewachung in ihre Wohnung gehen, um sich etwas Wäsche und Kleidung zu holen.

Eines Tages wurden die Gefangenen frühmorgens geweckt, sie sollten sich für die Weiterreise bereit machen. In Gefängnisautos, immer je vierzehn in einem Wagen, fuhren sie. Die einen beteten, andere weinten, alle aber waren voller Sorgen. Im Gefängnishof sahen sie viele Bulgaren und Türken, ein Leutnant übernahm das Kommando, fragte, ob auch anständige Frauen da wären, aber behandelt wurden die anderen besser, denn sie konnten sich dankbar erweisen, während die anständigen Frauen nur unbehagliche Zeugen waren. Die Beamten waren recht freundlich, jede Gefangene durfte 100 Lei behalten. Das Gefängnis war ursprünglich ein Herrenhof, dann ein Kloster. Im zweiten Hof wurden die „Fremden“ einquartiert. Eine Reihe von Gebäuden umfaßte ihn, in der Mitte steht eine schöne, alte Kirche. Gärten und Raben vollenden das Bild. Das Gefängnis ist für schwere Verbrecher bestimmt, aber auch Jugendliche sollen hier der Gesellschaft wiedergewonnen werden. Je ein oder zwei Frauen kamen in eine Zelle, jede bekam ein Bett mit Strohsack, Strohpolster und Werdendecke. Der Gefängnisdirektor machte aufmerksam, daß Arzt und Medikamente nicht vorhanden wären.

Tagsüber durften sich die Gefangenen im Hofe aufhalten, in der Nacht wurden sie in den Zellen eingeschlossen. Unsere Genossin hebt hervor, daß die Verbrecher viel freundlicher waren und aufmerksamer, als die Zivilwache im Hofe. Zwei Aufseherinnen waren auch da, die eine war hinter den, die keine Trinkgelder geben konnten, scharf her und man sah sie stette Schimpf und Schlag ein. Während sich der Direktor völlig passiv verhielt, griff ein Oberaufseher immer wieder zum Stock, allerdings nicht gegen die Frauen, nur eine Artistin bekam einmal einen Hieb, daß sie ohnmächtig hinfiel. Sonst wurde wild gedroht. Den Generaldirektor, der das Gefängnis täglich besuchte, interessierten die Mädchen mehr als die Zivilgefangenen und die Verbrecher, von denen manch einer unter den Schlägen starb. Nach etwa acht Wochen kam eine Kommission, las etwa dreißig Namen vor, einige waren tot, andere im Ausland und der Rest als „Spione“ bezeichnet. Jetzt erst erfuhr sie die Frauen, daß sie bloß deshalb hatten ins Gefängnis wandern müssen, weil sie Fremde waren. Wichtige Verdächtigungen, niedriger Hof und oberflächlicher Uebermut hatten unschuldige Frauen ins Gefängnis gebracht, da sonst Frauen unbehelligt geliebt waren. Und auch jetzt blieb ihre Lage dieselbe. Ihre Ansehens war zwar erloschen, aber sie waren nur einmal im

Gefängnis. Und blieben dort, bis die Verbündeten nach Bukarest kamen.

Im Gefängnis zu Bacaresti durften die Frauen Besuche empfangen, die Gütmütigkeit der Aufseher duldet es, daß man Epochen und Kleidungsstücke brachte. Bekamen gar die Artistinnen Besuche von Offizieren, dann waren auch die Oberaufseher sehr liebenswürdig und überließen es, daß diese Besuche stundenlang dauerten. Diese Besuche vermittelten auch alle Nachrichten von außen, denn Korrespondenzen waren streng verboten. Am Anfang hatte der Gefängnisintendant im Hofe aufdecken lassen und Essen gereicht, das heißt jeder mußte sich zum Kübel drängen und seinen Kopf sülzen. Das Essen war schlecht, unsauber und teuer. Viele begnügten sich mit Brot und Gurke. Bald besorgten einige Gefangene selbst das Essen, aber es gab einen reichlichen Ueberschuß, der in unbekannte Hände wanderte. Nie war genug Essen da, auch blieb es schlecht und teuer. Der Kampf ums Essen war oft ärger als der Hunger. Es fehlte an jedem Organisationsgeist und Unverstand verschuldete mehr als Bosheit. Zu Arbeiten wurden die Frauen nicht angehalten.

Anders die Männer. Sie schliefen in dichten Haufen auf bloßen Zementböden. 25 Lei kostete es, damit man eine Strohmattlage bekomme. Schmutzig, in zerfetztem Gewand, keine Möglichkeit zu baden, genährt mit einer halbgetrockneten Kartoffelsuppe, also mußten sie schwere Arbeiten verrichten. Das Brot war eßig, voll Würmer und hart. Schläge gab es nur zu oft. Die Folge war eine Epidemie, die viel hinraffte. Der Direktor wurde suspendiert, der neue gestattete daß die Frauen den Kranken Tee bereiteten. Internierte deutsche Schwestern übernahmen die Pflege, aber sie sagten, sie hätten so viel Leid noch nicht gesehen. In Haufen lagen die Männer in Schmutz und Fieber. Hierig griffen sie nach der Lasse Tee. Die Mühe wimmeln auf ihnen und wanderten von einem zum andern. Es war ein Bild, schrecklich zu schauen, unmöglich zu schildern. Und dabei ist Rumänien so fruchtbar. In den Speichern verkaufte das Getreide und hier verhungerten Menschen, bloß weil der Krieg sie in Feindesland überbracht hatte. Es war Mehl da, die Keller voll von Kartoffeln, aber Aufseher ohne Gewissen, Leiter ohne Verantwortung ließen es eher zu, daß acht bis vierzehn Menschen täglich starben, als daß sie die Vorräte pflichtgemäß verwendeten hätten. Der Typhus aber machte nicht an den Mauern des Gefängnisses Halt, der jüngste Königssohn büßte die Noheit der königlichen Beamten, er starb auch. Als die Krankheit auch ins Frauengefängnis drang, begann man erst mit wirksameren Maßregeln. Eine Aerstin kam, Räume und Menschen wurden gereinigt, Betten wurden aufgestellt, die Kost verbessert. Man impfte und desinfizierte, auch da ging es wenig zart und auch wenig antiseptisch zu, aber etwas war es doch. Acht Tage später wurden die Frauen wieder in einem Hotel untergebracht. Die letzten Tage waren voller Aufregung, es wurde fieberhaft gepackt, die Sträflinge planteten, sich und die Frauen zu befreien. Endlich der Tag der Ueberlieferung, frühmorgens sollte sie in Autos stattfinden, aber die Frauen bestanden darauf, am hellen Tag gemeinsam zu gehen. Man mußte ihnen nachgeben, wollte man nicht Gewalt anwenden. Im Hotel besuchte sie drei amerikanische Geandte. Nach sieben Tagen waren sie frei.

Unter den Gefangenen befand sich auch eine Frau, die in Bukarest eines der größten Spitaler eingerichtet hatte. Kurz vor der Verhaftung hatte ihr die Königin noch gedankt, daß sie so viele Jahre so treu und so fleißig gearbeitet hätte. Auch eine Serbin war unter den Gefangenen, ihre „Verbündeten“ steckten sie ins Gefängnis. Ihr Mann war im Balkankrieg gefallen, sie selber schwer krank, drei kleine Kinder dem Verhungern nahe. Eine Gefangene war irrsinnig; aber waren es die Aufseher und Leiter denn nicht?

An der Dünamündung.

Wie den Polen und allen nationalen Minoritäten ist auch den Völkern die Kirche jahrhundertlang ein Mittel nationaler Selbsthaltung gewesen. Was Wunder, daß heute auch die Kirche jubelt. Heute morgen war Dankgottesdienst — in allen deutschen Kirchen Rigas. Der Dom und die Petrikirche waren belagert von schwarzgekleideten Menschen. Zwischen den Bänken hin und da ein grauer Soldat. Die Demorgel mit ihren 7000 Pfeisen brauste durch den alten Bremer Bischofsbau. Ein Frauendorf sang. Der Pastor erzählte vom letzten Sonntag, als die Granaten über der Stadt die Nähe der Befreiung jubelten. Der Klingelbeutel ging herum. Der Pastor legte einen Psalmtext aus mit vielen politischen Anspielungen — das Ganze auf heute gestimmt, aber doch mit Zurückhaltung. Es war eine echt protestantische, eine echt deutsche Feier. Es war ganz anders als das Tebeum, das einst die Russen in Lemberg singen ließen. Auch die Letzten hielten heute ihren Gottesdienst — wie immer am Sonntag. Aber die kleine, weiß getünchte Petrikirche war nur spärlich besetzt. Ausrücklich gekleidete Frauen mit weißen Kopftüchern lagen auf den Bänken und bildeten sich schon um, als hier ein Fremder auftauchte. Der deutsche Pastor legte in lettischer Sprache seine Texte aus. Was sollte er hier sagen, wo sein Herz drüben bei den anderen schlug? So drückt der uralte Riß, der durch dies Land geht, aus allen Lebenskreisen immer wieder auf, und der politische Mensch kommt nirgends zu seiner Freude.

Aus dem ordentlichgeputzten Dom wandert man über den stillen Herderplatz an den Hafen hinab. Von diesen Anlegestellen am Dünamarkt führen im Frieden gashreie Flugdampfer — hinauf bis nach Jakobstadt und Dünaburg — hinab nach Wolbera und Mitau, nach Mühlgraben und Dünamünde. Riga ist der größte Hofhafen der Welt. Hier kamen aus dem Inneren Rußlands die riesenlangen Rüsse an — mit ihren Fahnen, ihren Zelten, ihren lustigen Feuern und den Pfiffen, die zur Balalaika klangen. All das hat aufgehört, seitdem die Dina unter Feuer lag. Der Unterlauf des Flusses ist jetzt in deutscher Hand. Anstatt der russischen Rüsse, die an der Stadt vorbei zu ihren Schiffen

stiegen, eilen die deutschen Kriegsfähren von Ufer zu Ufer. Die Eisenbahnbrücken sind gesprengt, die hölzernen verbrannt. Autos und Pferde, Kanonen und Munition — Tag und Nacht — auch diesen Sonntagvormittag ziehen die zwei kleinen Schleppe unermüdet über beladenen Kontons hin und her. Da stehen sie und warten — während drüben die Festgemeinde singt. Sie schlafen in keinem weichen Bett, sie sitzen nicht beim Pastor zum Tee. Sie bestreiten Riga, wie sie Tarnopol befreit haben — sie liegen morgen vor Aras und vierzehn Tage später in den Bergen. Immer im Geschütz, immer im gleichen Uhrwerk. Stromabwärts liegen die Fabriken — rechts und links. Einige ausgebrannt. Andere schon wieder rauchend — heute nach knapp acht Tagen. Unsere kleine Rinnasse mit der deutschen Flagge schief durch die gelben Wellen. Der Hafen ist leer. Ein kleines schwedisches Segelschiff, auf dem ein Hund bellt, — mit grünem Bannfahnen an den Masten — das ist alles. Leer liegen die gemauerten Belonquaden der Kais, leer die biden eisernen Gaten, an denen die Kanäle der Getreide- und Gansschiffe einst festmachten. Ein paar volle Dazerdade schwimmen noch im Wasser. Sie stammen aus dem Proviantamt, das beim Abzug der Russen von der Bevölkerung geplündert ward. Jetzt wird der Strom immer breiter. Neue Fabriken tauchen rechts hinten auf. Wie wir uns umsehen, liegt die grün-rote und jetzt schon vertraute Silhouette der Stadt gedrängt in unserem Rücken. Immer ferner entschwebt sie. Das Boot kämpft sich durch die Wellen. Wir feuern dem Meere und Dünamünde zu.

Durch dieses Wasserloch im Norden geschah vor bald 700 Jahren die „Aufseglung“ Livlands. Hier drangen auf ihren Schiffen die Lübeder Kaufleute ein und an diesen Ufern machten sie mit den heidnischen Liven ihre ersten Kaufgeschäfte. Durch diese gelben Fluten schwannte auch das Schifflein jenes alten Holsteiners Konradus herein, der dem neuentdeckten Livensvolke das Christentum brachte. Er stieg Stromaufwärts in Hesküll ans Land und baute seine erste Kirche — just an derselben Stelle, an der vor 10 Tagen die deutschen Truppen zur Eroberung Rigas aufbrachen. Diese untere Dina ist weder so malerisch noch so imposant wie die Elbe oder die Themse, aber sie ist die ehrfurchterweckende Wiege des halbtägigen Deutschland. Von hier aus nahm die reiche aber tragiische Geschichte einer unserer größten Kolonien ihren Anfang.

Doch wozu in der grauen Vorzeit träumen? Fahren wir nicht mitten durch die Weltgeschichte heute hindurch? Ueber die Moore Livlands trappeln die Hufe deutscher Schwadronen. Auf der Dümmste weht die deutsche Seeflagge. Und der Heizer der Rinnasse leuchtet aus der Maschinenlücke und ergäßt von Engländern in Neval, Engländern auf Desel und Engländern in Archangelsk.

Eine grüne Kirchturmpfanne mit goldenem, schrägem Russenkreuz — aus Räumen ragend — rote Zestungsmauern — Gräben, Wälle, Brücken, Tore, Kasematten — ein überwuchertes, altmodisches Tor in der charakteristischen Sternform — das ist Dünamünde. Die Kasernen sind ausgebrannt — die Benzintanks und die Brücken angezündet — der Bahnhof noch tauchend — die Russen haben gut gearbeitet hier. Sogar die kleine orthodoxe Kirche haben sie leise angeplündert, bevor sie bei Wolbera aufs rechte Dünaufer ostwärts gingen. Die Festung selber ist von keinem Gefechtsverlust. Dagegen finden sich unter den vorgeführten Strandbatterien einige schwere, denen nichts als der Verschleiß mangelt. Zahlreiche Munition liegt unangerührt. Die Geschütze sind zum Teil modern. Drüben, nördlich Magnusholm stehen einige ganz schwere. Sie haben am 3. September auf Riga geschossen. Sie sind vollkommen unversehrt. Bald werden ihre Mühre nach Norden aufs Meer weisen.

Dünamünde ist von deutschen Marinegruppen genommen worden — wie sich gehört. Denn Dünamünde blüht mit allen seinen Röhren auf die See hinaus. Gegen die See deutet es Riga. Und solange wir Riga besetzt halten, müssen wir es zur See mit Dünamünde stützen. Auf dem nördlichen Wall des Forts steht ein Ausguckturm, den vor kurzem noch russische Fliegerwachen benutzten. Von oben sieht man aufs Meer hinaus. Man sieht die Brandung an der Mole haushoch aufspritzen — sieht die gestrandeten Schiffe auf den Dünen schlafen — und sieht am Horizont die dunklen Linien der Insel Ruus kommen und verschwinden. Hinter Ruus liegt Desel. Auf diesem weit ergründeten Meer wird Krieg sein in der nächsten Zeit. Nicht immer wird der Rigasche Meerbusen ein minenumkränkter russischer Binnensee bleiben. Aber noch viel weniger wird dies livländische Meer ewig ein Kriegsmeer sein, sondern eines Tages wird man vom Ausguckturm in Dünamünde wieder andere Schiffe als Raubbeute und Minensucher signalisieren. Holz und Getreide wird in alten Mengen die Dina hinuntergeschwommen. Von Arensburg auf Desel werden die großen Kajeräder nach Riga verladen werden. Und kein Arbeiter- und Futtermangel wird verhindern, daß der Riß wieder so fett und so gehaltreich sein wird, wie in den letzten Jahren des Friedens.

(Kb.)

Dr. Adolf Köster, Kriegsberichterstatter.

Demischnes.

Die Tornados in Amerika. Anlässlich des jüngsten Weststurzes in Nordamerika werden im „Journal des Debats“ einige statistische Angaben über die Vereinigten Staaten eigentümlichen Stürme — die Tornados — gemacht. Am häufigsten wird der am zentralsten gelegene Staat Kansas von diesen Stürmen heimgesucht. Neben Kansas sind die Staaten Iowa und Illinois hinsichtlich der Häufigkeit der Tornados an zweiter Stelle zu nennen. Während der letzten 39 Jahre hat man in Kansas nicht weniger als 228 Tornados gezählt, wobei kleinere Stürme noch nicht eingerechnet sind. Es wurde die merkwürdige Beobachtung gemacht, daß ein Tornado niemals in den Monaten Dezember und Januar auftritt. Am häufigsten kamen die Stürme in der Zeit zwischen März und August, von der oben genannten Zahl entfallen 66 auf den Mai und 54 auf den Juni. Nach den jüngsten statistischen Feststellungen fordern die Tornados in jedem Jahre mindestens 14 Todesopfer. Nach der Berechnung eines amerikanischen Meteorologen ist hingegen die Gefahr für den einzelnen nicht allzu groß, da für eine Form in der Größe von 1000 Quadratmeter in Kansas die Wahrscheinlichkeit, von einem Tornado heimgesucht zu werden, nur ein sechzehntel Prozent beträgt.

oc. St
mitteilten
rungsamt
früchten
mengen
statt de
derer Arb
gierung
zuständig
erklärte
samte Er
zu erhalte
neten M
maßnahmen
ungen
Befand
die große
Ration vor
sprach hat
ter Zeit n
14 Tage ei
Furcht zu
müssen. A
geschriebene
ger, wenn
längerer
Chren: „A
sches Soler
stakt“, wie
lennte man
da, nicht m
Denkstück
Katholiker
3. M. Mai
zu 3. M.
der eigene
kamte. A
Tammhies
die Goldbi
es Schwein
mal 2 gan
stöße ging
hantierten.
lang kräfti
tuler gefol
verfälscht
nachte.
Man d
Wir dächte
schreibt un
218 und 2
der Hiesige
lassen, auch
über 100 M
sagen erho
mutter ist
er habe m
der der Ju
Arbeit zu
allen das B
gibt das B
nur in We
behalten.
Was d
mal beclan
den, die S
Johas Bol
dember 191
wegen möge
finden söllt
die Tagesor
gestellt, dis
Kuch wurde
angegriffen
sein. Aber
nau, sonst
ein weiffent
sich haben.
Was f
mischen St
mitgliedes
Kaffler und
überlich er
und damit
werden, w
erdwini: „
ordnung di
überhaupt
hat sich geg
fahrungen
Was für G
Zwangsim
Man d
Ebermeister
Duro
ob die dur
der einz
Winfierig
Winfierig
Winfierig
lich aus G
durchgeh
ausschließl
werden, da
durch die
Rafenti
der A-Slaff
Bergbauen